

RESEARCH

Andrea Hamp

Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen

Toposanalyse einer soziologischen
Theoriendebatte



Springer VS

Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen

Andrea Hamp

Der praktische Sinn in wissenschaftlichen Diskussionen

Toposanalyse einer soziologischen
Theoriendebatte

Andrea Hamp
Hagen, Deutschland

Dissertation an der FernUniversität in Hagen, 2015

ISBN 978-3-658-17735-5 ISBN 978-3-658-17736-2 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-658-17736-2

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Springer VS

© Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH 2017

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Springer VS ist Teil von Springer Nature

Die eingetragene Gesellschaft ist Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Abraham-Lincoln-Str. 46, 65189 Wiesbaden, Germany

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
1. Einführung in die Forschung zu Theoriendebatten	11
1.1 Wissenschaftssoziologische Ansätze.....	11
1.2 Perspektiven der Debatten- und Kontroversenforschung	31
1.3 Anliegen und Aufbau der Arbeit	38
2. Die Theoriendebatte als Gegenstand der Praxissoziologie	43
2.1 Die Praxis der Soziologie bei Pierre Bourdieu	43
2.2 Neue Ansätze zu einer Soziologie der Praxis	60
2.3 Die Theoriendebatte in praxisanalytischer Perspektive.....	79
3. Die Toposanalyse	97
3.1 Hintergrund und Ziele der Methode	98
3.2 Das praxisanalytische Potential der Methode.....	111
3.3 Stand der Methode in der Forschung.....	117
3.4 Methodisches Vorgehen und das Design der Untersuchung	125
4. Fallbeispiel und Untersuchungsmaterial	135
4.1 Die soziologische Theorienvergleichsdebatte	135
4.2 Textauswahl und Quellenkritik	141
5. Durchführung der Untersuchung	153
5.1 Dimensionen, Kategoriensystem und Toposdefinitionen.....	154
5.2 Schema und Regeln zur Extraktion der Topoi.....	162
5.3 Explikation der Topoi.....	168
6. Ergebnisse	211
6.1 Die topische Struktur der Debatte	211
6.2 Formen des praktischen Sinns in der Diskussion	283
7. Zusammenfassung der Befunde und Fazit	357
Abbildungen	365
Literatur	367

Einleitung

„Wenn man etwas eingehend vorstellen oder erörtern oder durchdenken will, sollte man dies nicht auf wissenschaftlichen Tagungen versuchen; denn da geht es um Klatsch, Tratsch, Positionierung und Selbstdarstellung.“

(Teilnehmer einer DGS-Sektions-Sitzung Soziologische Theorie, Jena 2008)

Soziologinnen und Soziologen¹ haben durchaus klare Vorstellungen davon, was sie eigentlich ganz praktisch betreiben, wenn sie im Rahmen von fachlichen Debatten miteinander über soziologische Theorien diskutieren. Sie haben in aller Regel eine sowohl persönliche wie meist auch eine professionell begründete Vorstellung davon, was ihre theoretischen Auseinandersetzungen über soziologische Ansätze und Positionen für ihre wissenschaftliche Arbeit und für sie selbst als Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bedeuten. Sie kennen die praktische Bedeutung solcher Debatten und wissen, worum es dabei in der wissenschaftlichen Diskussion für sie geht. Folgt man etwa dem dieser Einleitung voran gestellten Zitat, dann geht es für viele Teilnehmerinnen und Teilnehmer soziologischer Theoriendebatten offenbar vor allem um Profilierung innerhalb der Profession und um die Selbstdarstellung der jeweils eigenen Theorie und Position. Es geht zudem um Informationen über die Positionierungen der anderen an der Diskussion beteiligten Wissenschaftler. Die Soziologinnen und Soziologen sind sich des unter Wissenschaftlern offenbar notwendigen „»impression management« in der Distinktionskonkurrenz“ (Schimank 2012: 13) bewusst und praktizieren es demnach auch und vor allem in ihren wissenschaftlichen Diskussionen. Sofern sie eben diese Einschätzung und Herangehensweise an wissenschaftliche Diskussionen selbst teilen, treffen Soziologen oft schon von sich aus die selbstkritische Diagnose, dass soziologische Theoriendebatten im Modus des „Nicht-aufeinander-eingehen-könnens“ und des „Aneinander-vorbei-Redens“ (vgl. Greshoff 2003: 114f.) verlaufen. In den im Rahmen von soziologischen Theoriendebatten stattfindenden wissenschaftlichen Diskussionen vollzieht sich

¹ In dieser Arbeit werden bei Referenzen auf Personen – sofern es ohne Hemmungen des Leseflusses möglich ist – männliche und weibliche Formen zugleich benutzt. Ansonsten werden sie abwechselnd benutzt, wobei dann immer beide Geschlechter gemeint sind.

demnach kaum ein wechselseitiger inhaltlicher Austausch bzw. kaum eine inhaltliche Auseinandersetzung. Es wird nicht in der Sache über die zur Diskussion stehenden Theorien oder theoretischen Themen debattiert. „Stattdessen werden häufig nochmal die theoretischen Werkzeuge geschliffen, Kategorien und Konzepte gegeneinander gehalten, Inhalte und Adressaten ständig verschoben.“ (Rainer Paris, 2005: 13) Es handelt sich bei Theoriendebatten für viele Soziologinnen und Soziologen dem entsprechend um ein „Abhalten von Monologen“ (Münch 1978: 1056), bei dem die Beteiligten – lediglich und immer wieder – die eigenen theoretischen Standpunkte präsentieren. Im Zuge der Bemühungen um die eigene Positionierung geht es in wissenschaftlichen Diskussionen dann zumeist auch – so eine in der spezifischen scientific community der soziologischen Theoretiker ebenfalls verbreitete Sichtweise auf Theoriendebatten – um die Abwehr jeweils missliebiger Theorien und um den Kampf gegen die jeweils abgelehnten Positionen und ihre Vertreter. Danach spielen sich in Theoriendebatten vor allem Gefechte und Wettkämpfe zwischen den Soziologen und Soziologinnen um die „richtigen“ Ansätze oder um die „eine“ richtige Theorie und Position ab. Was dabei in den Diskussionen geschieht, ist das „redundante Abspulen von Propaganda und Agitation“ (Paris 2005: 12). Es wird für den eigenen Ansatz geworben, gegen die anderen wird Stellung bezogen. Beim Blick auf ihre Auseinandersetzungen stellen die Wissenschaftler mithin selber fest, dass es insbesondere in den Diskussionsbeiträgen auf Tagungen oder bei anderen Fachveranstaltungen sowie „in den Diskussionsrunden nach den Vorträgen“ (Schwanitz 1998: 278) darum geht, „sich zu profilieren und eine Reputation als gefährlicher Wadenbeißer zu begründen, auf den die anderen in der eigenen Eindrucksmanipulation zu achten haben.“ (ebd.)

Diese, oben zwar zugespitzt dargestellten, unter soziologischen Theoretikerinnen und Theoretikern – in der einen oder anderen, mal gemäßigteren und mal aggressiveren Variante – aber häufig anzutreffenden Auffassungen über die praktische Bedeutung von Theoriendebatten stellen die Ausgangspunkte für die hier in praxisanalytischer Perspektive vorgenommene Zuwendung zu einer solchen Debatte dar. Sie sind als Aufhänger für die Untersuchung einer wissenschaftlichen Diskussion als einem praxissoziologischen Forschungsgegenstand interessant, weil sie nicht nur der theoretischen Anschauung der Soziologinnen und Soziologen entspringen, sondern sich in ihrer wissenschaftlichen Praxis herausbilden bzw. sich aus ihrer praktischen Erfahrung im Fach ergeben. Das wissenschaftliche Diskutieren im Rahmen von Debatten, in denen die Theorien und begrifflichen Grundlagen der Disziplin verhandelt werden, gehört unbestreitbar zu dem, was Soziologen typischer Weise tun, wenn sie ihre Profession ausüben. Die Einübung fachüblicher Debattenformen und Diskussionsweisen gehört zur fachlichen Sozialisation, und die praktische Beherrschung solcher

Diskussionen ist Voraussetzung für die Aufnahme in die scientific community. Die eigenständige Beobachtung und Verfolgung der jeweils virulenten theoretischen Auseinandersetzungen in der Soziologie sowie die rezeptive oder aktive Beteiligung an den entsprechenden Debatten sind ein zentraler Teil der wissenschaftlichen Arbeit von Soziologinnen und Soziologen.

Zu dieser Arbeit gehört daher auch die Erarbeitung profunder theoretischer Kenntnisse über die „großen“ und „klassischen“ Theoriendebatten des Faches.² Die in der Soziologie als „klassisch“ kanonisierten soziologischen Theoriendebatten – angefangen beim Werturteilsstreit über den Positivismusstreit bis hin zu aktuellen Debatten um Moderne und Postmoderne – gehören von Beginn an zur Soziologie dazu und gelten als konstitutive Elemente der Ausdifferenzierung dieser wissenschaftlichen Disziplin. Sie sind mit Blick auf die Entstehung und Entwicklung der Soziologie ein zeitloses Phänomen und machen nach Ansicht vieler Fachvertreter einen Teil des Selbstverständnisses der Disziplin aus. Eine ganze Reihe dieser Debatten gelten als Wissensgrundlagen für die weitere soziologische Theoriearbeit wie für das Betreiben von Soziologie überhaupt. Dem entsprechend ist es für soziologische Theoretiker und Theoretikerinnen unumgänglich, sich mit diesen Debatten bei ihrem wissenschaftlichen Tun praktisch wie theoretisch intensiv und fortlaufend auseinanderzusetzen. Ihre Kenntnisse über die Diskussionen in soziologischen Theoriendebatten gewinnen sie darüber hinaus – gewissermaßen in doppelt reflexiver Zuwendung zu den Debatten – aus dem Studium der mittlerweile ebenfalls zum soziologischen Wissensbestand gehörenden *wissenschaftssoziologischen* Ansätze, die Theoriendebatten als ihren Gegenstand behandeln (siehe dazu noch Kap.1.1).

Soziologen und Soziologinnen kennen sich dem entsprechend gut mit Theoriendebatten und den dabei stattfindenden Diskussionen aus. Gerade für soziologische Theoretiker ist das Diskutieren über Theorien ein alltägliches und übliches Geschäft. Es kommt eben nicht nur dann vor, wenn sie sich mit den in den Bestand des soziologischen Wissens eingegangenen klassischen Debatten beschäftigen, sondern es vollzieht sich als alltägliche wissenschaftliche Arbeit und als andauernde Auseinandersetzung über Theorien im Rahmen aktueller Fachdebatten.³ Die an soziologischen Theoriendebatten teilnehmenden Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen verfügen über ein in ihrer Ausbildung wie in der alltäglichen wissenschaftlichen Praxis gewonnenes und immer wieder aktualisiertes *Expertenwissen* darüber, worum es in soziologischen Theoriendebatten

² Einen Überblick zu den klassischen soziologischen Theoriendebatten bietet der Sammelband von Kneer/Moebius (2010).

³ Einen Überblick über aktuelle Theoriendebatten in der Soziologie und zugleich ein gutes Beispiel dafür, wie die Diskussionen geführt werden, bietet der Sammelband von Albert/Sigmund (2010).

geht. Ihre darauf beruhenden – und wie oben geschilderten – Auffassungen über die praktische Bedeutung solcher Debatten gelten daher ihnen selbst, wie meist auch den außerwissenschaftlichen Beobachtern, als selbstverständlich und offensichtlich. Ob und inwiefern diese Einschätzungen allerdings zutreffen bzw. die eigene Praxis des wissenschaftlichen Diskutierens – überhaupt oder noch – angemessen beschreiben, wird meist nicht hinterfragt. Ob und in welchem Ausmaß es tatsächlich Profilierung, Selbstdarstellung und Reputationskämpfe sind, die sich in wissenschaftlichen Diskussionen vollziehen und die praktische Bedeutung von Theoriendebatten ausmachen, soll in der vorliegenden Arbeit problematisiert werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass in die eine Diskussionspraxis konstituierenden einzelnen Praktiken – von denen hier die *Begründungsweisen* in den Argumentationen der diskutierenden Wissenschaftlern im Zentrum stehen – immer mehr habitualisiertes praktisches Wissen eingelassen ist, als die Diskutierenden selbst wissen können, und dass im Vollzug der Diskussionen mehr und auch anderer Sinn sichtbar wird, als ihn die Debattanten als subjektive Sinnsetzungen selbst „im Sinn haben“. Was sich in der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen wirklich abspielt und welche praktische Bedeutung des wissenschaftlichen Diskutierens in einer Theoriendebatte tatsächlich zum Ausdruck kommt, ist daher allererst zu eruieren und zu analysieren. Diese Aufgabe stellt sich die vorliegende Arbeit.

Im nun folgenden ersten Kapitel wird zunächst die der skizzierten Aufgabenstellung entsprechende These fundiert, dass für ein besseres Verstehen des Geschehens in einer soziologischen Theoriendebatte ein empirischer Blick auf den Vollzug wissenschaftlicher Diskussionen in praxisanalytischer Herangehensweise notwendig ist, und dass diesbezüglich eine Lücke in der soziologischen Forschung besteht. Dazu wird ein Überblick über die bisherigen Theorien und Ansätze zur Erforschung von Debatten in der Soziologie gegeben. Im Anschluss daran werden die als Beitrag zur Schließung der markierten Forschungslücke hier durchgeführte Untersuchung und ihre praxissoziologische Grundlegung genauer erläutert und der Aufbau der Arbeit vorgestellt.

1. Einführung in die Forschung zu Theoriendebatten

In diesem Kapitel wird ein Überblick über den Stand der Forschung zu wissenschaftlichen Theoriendebatten gegeben. Im ersten Abschnitt (Kap. 1.1) werden die für den Gegenstand relevanten Ansätze der Wissenschaftssoziologie vorgestellt und mit Blick darauf durchgesehen, welche Aussagen sich zum Stellenwert von Theoriendebatten in den Wissenschaften bzw. in der Soziologie aus ihnen ableiten lassen, und welche Schlüsse zur praktischen Bedeutung von Theoriendebatten daraus gezogen werden können. Dabei wird auch darauf geschaut, in welcher Weise sich die wissenschaftssoziologischen Perspektiven und Theorien in den in der Einleitung beschriebenen Sichtweisen der Soziologen auf Theoriendebatten und in ihren Auffassungen über die Praxis des Diskutierens wiederfinden lassen. Im darauf folgenden Abschnitt (Kap. 1.2) werden die Herangehensweisen und Ergebnisse einer auf den Gegenstand speziell ausgerichteten und die Disziplinen übergreifenden neueren Debatten- und Kontroversenforschung referiert. Daraus sollen begriffliche Bestimmungen für das hier zugrunde gelegte Verständnis von wissenschaftlichen Diskussionen und Debatten gewonnen werden, und es soll aufgezeigt werden, inwiefern in einer Untersuchung von soziologischen Theoriendebatten ein Desiderat der Forschung besteht. Zum Abschluss des Kapitels (Kap. 1.3) wird das Forschungsvorhaben genauer beschrieben und der Aufbau der Arbeit dargelegt.

1.1 *Wissenschaftssoziologische Ansätze*

Gegen die Untersuchung der Praxis wissenschaftlicher Diskussionen in Theoriendebatten scheint zunächst zu sprechen, dass natürlich nicht nur in der Soziologie, sondern in allen Wissenschaften, über die Frage, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler eigentlich tun, wenn sie sich in ihren Debatten miteinander auseinandersetzen und über ihre theoretischen Ansätze und Positionen diskutieren, vielfach und beständig reflektiert wurde und wird. Diese Frage ist keineswegs ungeprüft und alles andere als neu. Für sie interessieren und interessierten sich nicht nur die außerhalb der Wissenschaften stehenden Beobachter, sondern seit langer Zeit auch die Wissenschaftlerinnen selbst. Vom Beginn der

Wissenschaften an wurde das wissenschaftliche Diskutieren und Disputieren in reflexiver Selbstzuwendung wissenschaftlich beobachtet und untersucht. Der Blick wurde dabei jedoch meist darauf gerichtet, welche Rolle die wissenschaftlichen Debatten für das in ihrem Vollzug zustande kommende wissenschaftliche Wissen spielen. Die Frage nach dem Tun der Wissenschaftler beim Diskutieren wurde nicht als Frage nach ihren *praktischen* Aktivitäten und dem sich in den theoretischen Auseinandersetzungen vollziehenden *praktischen Sinn* gestellt, sondern in erster Linie als eine Frage nach der Qualität der in solchen Debatten vollzogenen Denk- und Erkenntnisprozesse, durch die die Wissenschaftler beim Diskutieren auf ihr Wissen kommen. Die Reflexion darüber, worin das wissenschaftliche Wissen besteht und wie es sich gegenüber anderen Wissensformen auszeichnet, entzündete sich schon in der antiken Philosophie an und in den sokratischen Dialogen mit ihrem Drängen auf eine Unterscheidung zwischen Meinung und Wissen. Seither interessieren sich die Wissenschaften für Theoriendebatten vor allem im Hinblick auf das in den Diskussionen in Anschlag gebrachte und zur Geltung kommende wissenschaftliche Wissen. Sie richten ihre Aufmerksamkeit auf die wissenschaftstheoretischen Regeln für die im Prozess des Argumentierens zustande kommenden wissenschaftlichen Erkenntnisse. Nicht nur in einer die Disziplinen übergreifenden Wissenschaftsphilosophie und Wissenschaftstheorie, sondern in vielen wissenschaftlichen Disziplinen und Teildisziplinen ist die Beschäftigung mit der Frage, was das wissenschaftliche Wissen ausmacht und durch welche Besonderheiten es sich auszeichnet, ein konstitutiver Bestandteil der jeweiligen Methodologien. Für die Soziologie gilt das – mit den diesbezüglich diametralen Ansätzen bei Émile Durkheim und Max Weber – von Beginn an ebenso. Gerungen wurde und wird dabei vor allem darum, ob und inwiefern die verschiedenen von den jeweiligen Erkenntnispositionen für ausschlaggebend deklarierten Besonderheiten des wissenschaftlichen Wissens – etwa seine Allgemeinheit und Objektivität oder seine Subjektivität und Relativität – die Qualität wissenschaftlicher Erkenntnis begründen. Diese wissenschaftstheoretischen und methodologischen Überlegungen nur begleitend, wurde und wird dabei auch um die Frage gerungen, wie die Besonderheiten des wissenschaftlichen Wissens in der wissenschaftlichen Diskussion gewährleistet und in den Auseinandersetzungen über Theorien berücksichtigt werden können und müssen, und was die Theoriendebatten für den wissenschaftlichen Erkenntnisprozess bedeuten. Die Reflexionen mündeten in Wissenschaftsphilosophie und -theorie schließlich in zwei prominente und für die soziologische Betrachtung von Wissen und Wissenschaft relevante Sichtweisen auf die Debatten über Theorien: Im Kritischen Rationalismus Karl Raimund Poppers (1972, 1984) und in der Theorie über die paradigmatische Struktur der Wissenschaften von Thomas S. Kuhn (1973).

Im fallibilistischen Wissenschaftsmodell Karl R. Poppers spielt die kritische Diskussion unter Wissenschaftlern eine konstitutive Rolle im Prozess der Prüfung wissenschaftlichen Wissens. Angesichts der von ihm festgestellten Unmöglichkeit der empirischen Verifikation wissenschaftlicher Entdeckungen und Behauptungen, vertritt Popper die Idee einer durch Falsifikation allmählichen aber linearen Wissensakkumulation in den Wissenschaften und einer durch kritische Prüfung stetigen Verbesserung von Theorien. Die Wissenschaft ist für ihn die Suche nach der Wahrheit und nach objektivem Wissen, das bei dieser Suche allerdings niemals erreicht werden kann, sondern dauerhaft in Vermutungswissen besteht. Dem entsprechend ist zwar keine Gewissheit, aber eine Annäherung an wahres Wissen möglich. Diese Annäherung lässt sich nach Popper durch neue wissenschaftliche Entdeckungen bewerkstelligen, die bisheriges Wissen widerlegen. Und sie lässt sich durch eine dem Rationalitätsprinzip unterliegende und von der „Wahrheit“ als regulativer Idee geleitete kritische Diskussion von wissenschaftlichen Behauptungen und Theorien in der öffentlichen Widerrede erreichen, in der andere Wissenschaftler die Behauptungen und Theorien überprüfen, Einspruch erheben und konkurrierende Hypothesen oder Theorien vertreten. Die wissenschaftliche Diskussion ist für Popper daher ein fester und notwendiger Bestandteil in der „Logik der Forschung“ (vgl. Popper 1984). Er vergleicht die kritische Überprüfung von Behauptungen in den Debatten von Wissenschaftlern mit den Beschlüssen eines Schwurgerichts, bei dem es die Aufgabe der Geschworenen ist, nach eingehenden Beratungen den „Wahrspruch“ – der eine fehlbare Vermutung bleibt – über die Tatsachen zu sprechen (vgl. auch Andersson 1998: 161). Soziales spielt nach Popper dabei keine Rolle. Soziale Faktoren beeinflussen zwar den Entdeckungszusammenhang der wissenschaftlichen Forschung, sind aber für den Begründungszusammenhang bei der Formulierung wissenschaftlichen Wissens sowie für die „Wahrsprüche“ über seine Geltung nicht relevant. In den Auseinandersetzungen über wissenschaftliche Behauptungen und Theorien gibt es zwar Soziales (und auch Psychologisches), nämlich „so etwas wie einen freundlich-feindlichen Wettbewerb zwischen den Wissenschaftlern“ (Popper/Lorenz 1985: 51), weil die „menschliche Schwäche“ (ebd.), die eigene Theorie verteidigen zu wollen, in die Diskussionen hineinspielt. Aber letztlich bestehen die wissenschaftlichen Auseinandersetzungen für Popper in der wechselseitigen auf die Sache bezogenen Kritik der Wissenschaftler an ihren Erkenntnissen und theoretischen Ansätzen und dienen der Annäherung an die Wahrheit. Diese Auffassung von wissenschaftlichen Diskussionen als Garanten für den Prüfungsprozess wissenschaftlichen Wissens sowie der hohe Stellenwert, den die Auseinandersetzungen über Theorien in der Sichtweise Poppers einnehmen, gipfeln in dem viel kolportiertem Diktum, dass

Theoriendebatten „als Motor des intellektuellen Fortschritts“ (Kneer/Moebius 2010: 8/9) anzusehen seien.

Nach Thomas S. Kuhn dagegen schreitet wissenschaftliche Erkenntnis nicht dadurch fort, dass sich die kritischen Auseinandersetzungen der Wissenschaftlerinnen inhaltlich und mit Blick auf ihre logische Struktur aufeinander beziehen. Folgt man seiner Diagnose über „Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen“ (1973) gibt es keinen durch dauerhaft aufeinander bezogenes Testen und Diskutieren von Hypothesen und Theorien abgesicherten, kumulativen und dabei die Probleme und Zeiten übergreifenden Prozess, in dem sich das wissenschaftliche Wissen stetig aufbaut. Kuhn beschreibt die Entwicklung des Wissens vielmehr als abhängig von einer Abfolge wissenschaftlicher Revolutionen. Danach unterliegt das Wissen einem Zyklus von verschiedenen Phasen der „Reife“ einer Wissenschaft (vgl. ebd.). Ist die Konstitution einer Wissenschaft in ihrer „vornormalen Phase“ durch den sich in einer Wissenschaftlergemeinschaft herausbildenden Konsens zu den theoretischen Grundlagen des betreffenden Faches abgeschlossen, tritt die Wissenschaft in eine „normale Phase“ ein. Deren Kennzeichen ist es, dass die Wissenschaftlergemeinschaft für eine geraume Weile auf der Basis eines allgemein akzeptierten und geteilten Paradigmas ihre Forschungen betreibt. Ein Paradigma wird dabei von Kuhn verstanden als ein auf gemeinsamen „Hintergrundüberzeugungen“ (vgl. Schützeichel 2007: 311) beruhendes Set von wissenschaftlichen Modellen, Theorien, mustergültigen Schulbeispielen und Konzepten, die als Grundlage und Vorbild für das Lösen der wissenschaftlichen Probleme gelten.⁴ Bringt die Forschung in der Phase der „normalen Wissenschaft“ Anomalien hervor, d.h. Befunde und Probleme, die auf der Grundlage des geltenden Paradigmas nicht erklärt und gelöst werden können, kommt es zu Krisen und zu Phasen der „außerordentlichen Wissenschaft“. Lösen sich die Krisen in diesen Phasen nicht durch die weitere paradigmekonforme Bearbeitung der Probleme auf, und können sie von der Wissenschaftlergemeinschaft auch nicht erfolgreich ausgeblendet werden, wird die „Normalwissenschaft“ durch ein neues Paradigma abgelöst. Solch eine wissenschaftliche Revolution wird ausgelöst durch die Zweifel der Wissenschaftler an der Problemlösekapazität des jeweils alten Paradigmas und durch die wachsende Unzufriedenheit in der scientific community, die bestimmte Erklärungen innerhalb des alten Paradigmas nicht mehr für passend hält. Die Wissenschaft wird dann durch innovative Wissenschaftler, die ganz andere Modelle und Theorien formulieren und andersartige Wege und Arten von Problemlösungen aufzeigen, „auf neue Grundlagen“ (Kuhn 1973: 119) gestellt.

⁴ Zur Entwicklung sowie zur Problematik des Paradigma-Begriffs bei Kuhn siehe z.B. Schützeichel (2007: 310), Weingart (2003: 44) und Simon (2000: 46-48).

Mit Blick auf die Frage nach dem Wissen bedeutet die Konzeption Kuhns zunächst, dass wissenschaftliches Wissen historisch ist. Es kann immer nur im Rahmen eines existierenden Paradigmas, nicht aber überhistorisch Geltung beanspruchen (vgl. Simon 2000: 46). Die jeweils alten und neuen Paradigmen sind „inkommensurabel“.⁵ Der Position Poppers entgegen heißt das, dass es eine Akkumulation von Wissen nur innerhalb eines Paradigmas, nicht aber paradigmübergreifend gibt. Und das heißt eben auch: Die Argumentationen von Wissenschaftlerinnen, die *verschiedenen* Paradigmen verpflichtet sind, haben nichts miteinander zu tun. Sie sind nicht und können auch nicht hinsichtlich der kritischen Überprüfung von Erkenntnissen aufeinander bezogen sein. In anderen Paradigmen stellen sich ganz andere Fragen, und es gibt ganz andere Begriffe und Standards der Problembearbeitung. Die auf den Grundlagen eines alten Paradigmas formulierten wissenschaftlichen Erkenntnisse können daher in einem neuen Paradigma auch nicht widerlegt werden. Das innerhalb eines Paradigmas formulierte Wissen ist nicht Ausfluss eines allgemeinen und allgemein verbindlichen rationalen Annäherungsprozesses an die Wahrheit, sondern ein historisches Produkt der dem jeweiligen Paradigma verpflichteten Wissenschaftlerinnen. Das in verschiedenen Paradigmen formulierte wissenschaftliche Wissen existiert daher auch nicht mit gleicher Gültigkeit nebeneinander, sondern es ist nacheinander gültig.

Darüber hinaus ist die Konzeption Kuhns für die soziologische Betrachtung von Wissen und Wissenschaft von Bedeutung, weil hier die Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens nicht nur als eine durch logisch-wissenschaftsimmanente und methodologische Fragen vorangetriebene Entwicklung verstanden wird (vgl. Simon 2000: 49), sondern als maßgeblich durch soziale Faktoren beeinflusst. Es ist die Wissenschaftlergemeinschaft, die in den Phasen der „normalen Wissenschaft“ aufgrund ihrer denkerischen Sozialisation in ein bestimmtes Paradigma und auf Grundlage der gemeinsamen Billigung der jeweils paradigmatischen Theorie für die Aufrechterhaltung, den weiteren Ausbau und die Vertiefung des Wissens innerhalb des Paradigmas sorgt. Und es ist auch die Wissenschaftlergemeinschaft, die aufgrund ihrer kognitiven Probleme mit einem alten Paradigma dafür sorgt, dass es zu den revolutionären Phasen der Wissenschaft kommt und das wissenschaftliche Wissen sich ändert. Die Konzeption Kuhns geht deshalb mit einer enormen Aufwertung des von sozialen Faktoren abhängigen Entdeckungszusammenhangs des wissenschaftlichen Wissens einher. Dennoch darf nicht verkannt werden, dass es auch bei Kuhn letztlich epistemische Gründe sind, die zu einem Paradigmenwechsel führen. Die wissenschaftlichen Revolutionen werden zwar sozial ausgelöst, aber sie sind nicht

⁵ Ausführlicher zur Kuhn'schen These der „Inkommensurabilität“ von Paradigmen und Theorien siehe z.B. Hoyningen-Huene/Lohse (2012: 79) und Simon (2000: 54-59).

sozial bestimmt. Ein Paradigma wird von der Wissenschaftlergemeinschaft nicht aufgrund von zum Beispiel Positionskämpfen, politischen Überzeugungen oder aus Macht- oder Geschmacksgründen (vgl. Hoyningen-Huene/Lohse 2012: 83) gewechselt, sondern weil es dafür *vernünftige* wissenschaftliche Gründe gibt (vgl. ebd.). Das wissenschaftliche Wissen entwickelt sich bzw. wird geändert aufgrund der in der scientific community geteilten Überzeugung, dass die neue paradigmatische Theorie wissenschaftliche Probleme besser lösen kann.

In diesem Punkt liegt dann auch das entscheidende Moment, wenn man nach der Betrachtung von wissenschaftlichen Diskussionen und Theoriendebatten bei Kuhn fragt. Auch in seiner Perspektive geht es in den theoretischen Auseinandersetzungen zwischen Wissenschaftlern nicht um Soziales, sondern letztlich um das rationale argumentative Ringen um verbesserte Erkenntnis und um richtiges Wissen – wenn auch um *jeweils* richtiges Wissen im jeweiligen Paradigma. Sowohl in den Phasen der „normalen Wissenschaft“, wenn über die Präzisierung des Wissens innerhalb eines Paradigmas diskutiert wird, wie in den Übergangphasen, wenn es in den Diskussionen um die Abwehr sich ankündigender Anomalien geht, als auch in den revolutionären Phasen, in denen sich die Diskussionen um die Anerkennung und Durchsetzung eines neuen Paradigmas drehen: In der wissenschaftlichen Diskussion vollzieht sich rationaler Wettstreit um das richtige Wissen.

Eine erste genuin soziologische Betrachtung von Wissenschaft und wissenschaftlichem Wissen ist mit dem institutionalistischen Forschungsprogramm von Robert K. Merton (1973, 1985) verbunden, dessen Arbeiten in der Soziologie gemeinhin gleichgesetzt werden mit dem Beginn der Wissenschaftssoziologie als einer speziellen Soziologie.⁶ Merton beschäftigt die Frage nach der Ausdifferenzierung und Abgrenzung der Wissenschaft gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen – etwa gegenüber Religion oder Politik. Er sieht die Antwort darin, dass die Wissenschaft als eine besondere *soziale Institution* zu verstehen ist, die sich in der Weise konstituiert und sich dadurch unterscheidet, dass sie ein Set an spezifischen wissenschaftlichen Normen ausbildet bzw. im Verlauf ihrer geschichtlichen Entwicklung ausgebildet hat, das die „Innenwelt der Wissenschaft“ (Weingart 2003: 12) reguliert und die Autonomie der Wissenschaft gegenüber anderen gesellschaftlichen Bereichen und Institutionen sichert. Die von Merton (1973: 47f.) herausgearbeiteten und als „Ethos der Wissenschaft“ bezeichneten Normen bestehen im Universalismus und im Kommunismus der Wissenschaft, in Desinteresse bzw. Uneigennützigkeit und im „organisierten Skeptizismus“ (vgl. ebd.). Diese Imperative besagen, dass wissen-

⁶ Für einen umfassenden Überblick über die verschiedenen Strömungen und Ansätze in der Wissenschaftssoziologie siehe das Handbuch zur Wissenschaftssoziologie von Maasen/Kaiser/Reinhart/Sutter (2012), außerdem Schützeichel (2007) sowie die Einführung von Weingart (2003).

schaftliche Erkenntnisse nicht nach sozialen Kriterien wie Rasse, Geschlecht, Nationalität und Herkunft der Wissenschaftler beurteilt werden dürfen, dass das wissenschaftliche Wissen der Gemeinschaft gehört und wissenschaftliche Erkenntnisse allen zugänglich gemacht bzw. zur Verfügung gestellt werden müssen, dass Forschungsergebnisse unabhängig von z.B. wirtschaftlichen oder politischen Interessen zu beurteilen sind und nicht durch Betrug und Täuschung zum eigenen Vorteil eingesetzt werden dürfen, und dass Wissenschaftler sich der rationalen Kritik in der Wissenschaftlergemeinschaft auszusetzen haben und endgültige Urteile über wissenschaftliche Erkenntnisse bis zur Überprüfung nach empirischen und logischen Kriterien zurückzuhalten sind. Durch die Institutionalisierung dieser Normen in „Form von Vorschriften, Verboten, Präferenzen und Genehmigungen“ (Weingart 2003: 16) und aufgrund ihrer Befolgung durch Wissenschaftler, die diese Normen internalisiert haben und als bindend betrachten (vgl. ebd.), wurden und werden in der Wissenschaft besondere soziale Strukturen geschaffen, die sie gegenüber anderen Institutionen auszeichnen. So sind zum Beispiel wissenschaftliche Einrichtungen – wie Disziplinen, Fakultäten, Forschungsinstitute – und bestimmte Formen der wissenschaftlichen Kommunikation – etwa die Begutachtung durch Peers – Ausfluss des „Ethos“ (vgl. Knoblauch 2005: 237). Zugleich wird durch die Institutionalisierung und Befolgung der Normen gewährleistet, dass die Wissenschaftler der Rationalität und der Suche nach der Wahrheit verpflichtet bleiben (vgl. ebd.: 236). Sie produzieren weiterhin gesichertes wissenschaftliches Wissen – und zwar nicht nur weil die Einhaltung methodologischer und methodischer Regeln ebenfalls Ausfluss des „Ethos“ sind und die entsprechende systematische Hinterfragung von Erkenntnissen anhand von methodologischen und methodischen Kriterien ein fester Bestandteil der Institution ist, sondern auch weil die Wissenschaftlergemeinschaft bei Verstößen gegen die Normen mit Sanktionen reagiert. Das wissenschaftliche Wissen wird im Falle von Normverstößen durch Sanktionierungen in der scientific community sowie „durch universalistische, unvoreingenommene, umfassende und fortwährende Kritik unter Peers vorangetrieben.“ (Weingart 2003: 41) Dieser institutionalisierte Prozess der kritischen Prüfung wissenschaftlicher Beiträge führt dazu, dass in der Wissenschaft um objektive und wahrheitsfähige Erkenntnisse gerungen wird, und er garantiert eine „optimale Entwicklung“ (Hasse 2012: 47) des wissenschaftlichen Wissens.

Hinsichtlich der Frage nach dem wissenschaftlichen Wissen gilt die Konzeption Mertons damit „als soziologisches Pendant“ (Weingart 2003: 41) zum Wissenschaftsverständnis Karl R. Poppers. Die Wissenschaft wird als Institution zwar sozial konstituiert – die *Inhalte* des wissenschaftlichen Wissens bleiben von dieser sozialen Konstitution allerdings unberührt. Nach Merton hängen die erfolgreiche Ausdifferenzierung und der Erhalt der Wissenschaft gerade davon

ab, dass die Inhalte des wissenschaftlichen Wissens von sozialen Bedingungen unabhängig sind (vgl. Schützeichel 2007: 310). Zudem findet diese zum Kritischen Rationalismus Poppers „spiegelbildliche Wissenschaftskonzeption“ (vgl. ebd.: 309) ihre Entsprechung beim Blick auf die Debatten und theoretischen Auseinandersetzungen von Wissenschaftlerinnen. Den wissenschaftlichen Diskussionen in solchen Debatten kommt auch nach Merton ein hoher Stellenwert zu. Denn dabei wird die „universalistische, unvoreingenommene, umfassende und fortwährende Kritik unter Peers“ (s.o.) vollzogen. In den Diskussionen geht es auch nach Merton um den kritischen Prüfungsprozess von wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die Theoriendebatten tragen ganz wesentlich dazu bei, den „organisierten Skeptizismus“ (Merton 1973: 55) in der Wissenschaft aufrecht zu erhalten. Sie stellen eine Form der Umsetzung dieses normativen Imperativs dar und sind von erheblicher Bedeutung bei den Bemühungen, durch die Befolgung eben dieses Imperativs das wissenschaftliche Wissen gegenüber dem Sozialen unanfällig zu machen und die Wissenschaft als Institution zu schützen.

Die „popper-mertonianische“ Perspektive auf Theoriendebatten hat bis heute einen starken Einfluss auf die Sichtweisen von Soziologinnen und Soziologen. Sie ist der Maßstab für alle soziologischen (Denk-)Traditionen und theoretischen Richtungen, die daran festhalten, dass das wissenschaftliche Wissen ein von seinen sozialen Entstehungsbedingungen getrennt zu betrachtendes und zu beurteilendes *besonderes* Wissen ist, über das sich auch die Soziologie als Wissenschaft definiert und abgrenzt. Fragt man Soziologen und Soziologinnen nicht danach, was ihre Debatten praktisch für sie bedeuten, sondern danach, was sie theoretisch über wissenschaftliche Diskussionen und Debatten denken, so findet sich auch in Beiträgen zu jüngeren Theoriendebatten⁷ jene, auf Merton zurückgehende Auffassung:

„Wissenschaftler zeichnen sich durch epistemologische Reflektiertheit, Methodenkompetenz und theoretische Versiertheit aus. Es gehört zum Handwerk moderner Wissenschaft dazu, sich in der fachlichen Kommunikation unter genau diesen Gesichtspunkten ständig gegenseitig zu kritisieren. Wie in anderen Wissenschaften auch funktioniert der organisierte Skeptizismus in der Soziologie eher schlecht als recht, aber schon dies genügt, um die Soziologie vor dem Abgleiten in Dogmatismus und Sterilität zu bewahren und eine Fortschrittsgeschichte eigener Art sicherzustellen.“ (Schulze 2012: 44)

Ganz unabhängig davon, wie diese Auffassung in der Sache einzuschätzen ist und eingeschätzt wird⁸: Teile der scientific community sehen unter Berufung auf

⁷ Siehe als Beispiele und als einen Überblick über aktuellere theoretische Auseinandersetzungen in der Soziologie etwa die Beiträge in der Zeitschrift für Theoretische Soziologie (ZTS 1/2012) oder die Debatten in Greshoff/Schimank (2006), Balog/Schüle (2008) und Albert/Steffen (2010).

⁸ Weiterführende Überlegungen zur Frage nach der Aktualität des wissenschaftssoziologischen Ansatzes von Merton bietet Weingart (2003: 17-22).

die Sichtweisen von Merton und Popper in den theoretischen Auseinandersetzungen und Debatten im Fach den – mehr oder weniger – „edlen Wettstreit“⁹, bei dem es um die Überprüfung und Absicherung des wissenschaftlichen Wissens geht und der dem Fortschritt der Wissenschaft dient. Diese Überzeugung zum Charakter und zum Stellenwert von Theoriendebatten gehört nach wie vor zu den *core beliefs* der soziologischen Profession, auch wenn sich mittlerweile viele gegen die institutionalistische Sichtweise sprechende Auffassungen durchgesetzt haben und vor allem die – weiter unten noch vorgestellten – „science studies“ zu einem wichtigen Referenzpunkt soziologischer Annahmen über die Wissenschaft geworden sind.

In der sich mit und nach Merton weiter ausdifferenzierenden Wissenschaftssoziologie entwickeln und etablieren sich bis in die Gegenwart vielfältige empirische Forschungszweige und unterschiedlich fundierte und in verschiedene theoretische Richtungen gehende Ansätze, die in der Zusammenschau als Ergebnis einer zunehmend radikaler werdenden wissenssoziologischen Perspektive auf das wissenschaftliche Wissen und die Wissenschaft verstanden werden können.¹⁰ Ihnen ist – entweder in Anknüpfung an oder in Auseinandersetzung mit den vorstehend beschriebenen Positionen – die Annahme gemeinsam, dass nicht nur das Zustandekommen, sondern auch die *Inhalte* des wissenschaftlichen Wissens sozial beeinflusst und durch soziale Bedingungen mit verursacht sind. Eine für den hier unternommenen Blick auf soziologische Theoriendebatten bedeutsame Richtung der Wissenschaftssoziologie sind dabei zunächst diejenigen Ansätze, die die „wissenschaftliche Gemeinschaft“ bzw. die „scientific community“ ins Zentrum der Aufmerksamkeit rücken. Diesen Ansätzen geht es nicht mehr um den durch normative Integration erzeugten und von Merton als Grundlage für die Institution Wissenschaft verstandenen sozialen Zusammenhalt der Wissenschaftler. Sie untersuchen vielmehr die Wissenschaftlergemeinschaft hinsichtlich des Zusammenhangs „zwischen ihrer sozialen Struktur und den wissenschaftlichen Inhalten, die sie kommunizieren“ (Weingart 2003: 13). Nicht nur im Anschluss an Thomas S. Kuhn und dessen Annahme, dass Wissenschaftler und Wissenschaftlerinnen aus epistemischen Gründen verschiedene Paradigmen vertreten, sondern auch im Rückgriff auf das noch frühere Werk des Wissenschaftsforschers Ludwik Fleck setzt sich in dieser Richtung der Wissenschaftssoziologie die Sichtweise durch, dass wissenschaftliche Gemeinschaften Kommunikations- und Handlungszusammenhänge bilden, und dass diese Kommunikations- und Handlungsgemeinschaften als eben solche das wissenschaftliche Wissen bestimmen.

⁹ Dieser Ausdruck beruht auf einer Anregung von Uwe Schimank, Oldenburg 2012.

¹⁰ Für einen Überblick über die erste Phase dieser Entwicklung in der Wissenschaftssoziologie siehe Weingart (1973, 1974) und den Sammelband von Stehr/König (1975).

Schon Fleck (1980) hatte die „Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache“ und „vielleicht die Gesamtheit alles Wissenschaftsinhaltes“ (ebd.: 32) als ein „Ergebnis kollektiver, nicht individueller Arbeit“ (ebd.: 57) betrachtet. Wissenschaftliche Erkenntnisse und Theorien sind Effekte des gedanklichen Austauschs in Forschergruppen, die Fleck als „Denkkollektive“ (ebd.: 54) mit einem je eigenen „Denkstil“ (ebd.) begreift. Das wissenschaftliche Wissen ist aufgrund der Beeinflussung durch den jeweiligen Wissensstand und den Denkstil in solchen Forschergruppen historischer Natur und es hängt vom Austausch bzw. von der Kommunikation in den Denkkollektiven ab. Für diese Kommunikation sind die Autoritätsbeziehungen zwischen den Mitgliedern eines Denkkollektivs, die wissenschaftliche Sozialisation der beteiligten Wissenschaftler und die Arbeitsteilung in den Forschergruppen bedeutsam. Das wissenschaftliche Wissen, dass die Mitglieder einer Forschergruppe kommunizieren, ist aufgrund dieser Faktoren nicht nur sozial bedingt, sondern auch nur innerhalb des es jeweils kommunizierenden Denkkollektivs verständlich.

In der Folge der Ansätze von Kuhn und Fleck entstehen zahlreiche empirische Studien, die auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Gemeinschaft für die Inhalte des wissenschaftlichen Wissens hinwiesen. So ergründen zum Beispiel Nicolas Mullins (1973, 1974) und Michael J. Mulkay (1975) anhand von Untersuchungen zur Entstehung wissenschaftlicher Fachgebiete den Zusammenhang der Kommunikationsnetzwerke bzw. der „Verzweigung sozialer Beziehungssysteme“ (Mulkay, ebd.: 56f.) in der scientific community mit der Entwicklung des speziellen Wissens jeweiliger Fachgebiete. Und Richard D. Whitley (1973, 1984) erforscht den Einfluss von Arbeitsorganisation, Professionalisierungsgrad und Autonomie der wissenschaftlichen Gemeinschaften auf das wissenschaftliche Wissen. Danach legen die scientific communities die wissenschaftlichen Aufgaben und Ziele fest, und üben für deren Erfüllung die Kontrolle über die Tätigkeit ihrer Mitglieder und damit auch über die Ausrichtung und die Inhalte des von den Mitgliedern erarbeiteten wissenschaftlichen Wissens aus. Für die Ausübung der Kontrolle spielt nach Whitley (1973: 188) das formale Kommunikationssystem der scientific community in Form von Publikationen und Zitierungen „kraft seiner besonderen Verknüpfung mit dem Belohnungssystem“ die ausschlaggebende Rolle, da es „die Grundlage für die Verteilung der Belohnungen“ (ebd.) – nämlich für die Verteilung von fachinterner Reputation – bildet.¹¹

¹¹ Auch in der systemtheoretischen Konzeption von Niklas Luhmann (1998) werden die wissenschaftlichen Disziplinen als Kommunikationsgemeinschaften aufgefasst, in denen die Kommunikation über wissenschaftliche Publikationen verläuft. Da die Systemtheorie jedoch zugleich von der Selbstregulation der Kommunikation ausgeht, fällt diese Konzeption nicht unter die hier zu den scientific communities betrachteten Ansätze und Forschungsrichtungen.

Dass und in welcher Weise die wissenschaftlichen Gemeinschaften über das wissenschaftliche Wissen bestimmen, wird gegenwärtig vor allem von Jochen Gläser (2003, 2006, 2012) vertreten und beforscht, der die scientific communities als „wissenschaftliche Produktionsgemeinschaften“ fasst. Damit ist gemeint, dass wissenschaftliches Wissen dadurch zustande kommt, dass sich Wissenschaftlerinnen am Wissensbestand ihrer Fachgemeinschaften orientieren und aus den von ihnen dabei ausgemachten Wissenslücken neue und eigene Forschungsaufgaben ableiten. Sie entscheiden autonom und dezentral über ihre Tätigkeit, wobei auch hier die fachinterne Reputation als Motivation für die Erstellung wissenschaftlicher Beiträge und „als ‚Beschleuniger‘ für die Wissensproduktion“ (Gläser 2012: 157) gilt. Die Vorstellung von der wissenschaftlichen Gemeinschaft als einer „zentralen Instanz“ (vgl. ebd.: 155), die die Aufgaben vergibt und die wissenschaftlichen Beiträge zertifiziert, wird von Gläser zwar abgelehnt. Doch die Fachgemeinschaft wird mit ihrem gemeinsamen Wissensbestand als maßgebliche Bezugsgröße für die jeweils eigene wissenschaftliche Arbeit verstanden. Die Möglichkeit zur Bezugnahme anhand der Beobachtung dieses Wissensbestands wird „durch die öffentliche wissenschaftliche Kommunikation sichergestellt, in der Publikationen über den Buch- und Zeitchriftenmarkt allen Interessenten zugänglich gemacht werden“ (Lange/Gläser 2007: 775). Aufgebaut und fixiert wird der Wissensbestand einer Fachgemeinschaft durch die wechselseitige – voneinander grundsätzlich unabhängige – Benutzung anderer Beiträge und die Verwendung des dort angebotenen Wissens (vgl. Gläser 2003: 62). Weitere „Abstimmungsinstrumente“ der Fachgemeinschaft – wie das peer review (ders. 2012: 154) – tragen zur Einpassung von Beiträgen in den Wissensbestand bei. Zudem haben die in einer Fachgemeinschaft geltenden „Präferenzen und Regeln“ und sich herausbildende „übereinstimmende Ansichten“ (vgl. ebd.) zu dringlichen Forschungsproblemen eine ordnende Funktion. Die Fachgemeinschaft bildet damit einen „Zusammenhang von gemeinsam produzierenden Akteuren“ (ebd.: 153), über den vermittels der Handlungsorientierung der an der Wissensproduktion Beteiligten die Abstimmung der wissenschaftlichen Beiträge verläuft. Die Inhalte des produzierten wissenschaftlichen Wissens sind folglich vom Wissensstand als einem kollektiven Produkt der scientific community abhängig und „entspringen“ der sozialen Ordnung der Wissenschaft (vgl. Lange/Gläser 2007: 774).

Auch aus der wissenschaftssoziologischen Perspektive der Forschungen und Ansätze zu den „scientific communities“ lässt sich mithin auf eine bestimmte Auffassung über wissenschaftliche Diskussionen und den Stellenwert von Theoriendebatten in der Wissenschaft und in der Soziologie schließen. Danach diskutiert die Wissenschaftlergemeinschaft bei ihren Auseinandersetzungen im Wesentlichen für sich selbst. Schon nach Fleck (1980: 135f.) führt der bei der

Kommunikation in einer Forschergruppe stattfindende Gedankenaustausch vor allem zur Stabilisierung des Denkstils innerhalb des jeweiligen Denkkollektivs (vgl. Schützeichel 2007: 309). Und auch in den moderneren Ansätzen dient die über Publikationen oder mit Hilfe der wissenschaftlichen Gesellschaften der Fachgemeinschaften (vgl. Lange/Gläser 2007: 775) aufrecht erhaltene Kommunikation zwischen den Mitgliedern der scientific community dem Austausch innerhalb der wissenschaftlichen Gemeinschaft. Über diesen Austausch werden andere Wissenschaftler mit ihren Beiträgen als Mitglieder der scientific community wahrgenommen und ihre Beiträge in den Wissensbestand einer Fachgemeinschaft eingefügt (vgl. Gläser 2003: 63). Für das auf diese Weise produzierte und eben dadurch sozial bedingte wissenschaftliche Wissen und für die Auseinandersetzungen über dieses Wissen heißt das: „Nur solche Forschungsergebnisse, die in einer scientific community kommuniziert werden, gelten als anerkanntes, möglicherweise auch umstrittenes, aber der Auseinandersetzung für ›wert‹ befundenes Wissen.“ (Weingart 2003: 32) In den Debatten der Wissenschaftler geht es also nicht mehr um einen übergreifenden und rationalen Prozess der kritischen Überprüfung von – zumindest annäherungsweise – allgemeingültigem und die Wissenschaft als besondere Institution auszeichnendem Wissen, sondern um die Anerkennung und Koordination eines in und für eine Fachgemeinschaft gemeinsamen wissenschaftlichen Wissens. In den wissenschaftlichen Diskussionen vollzieht sich demnach vor allem Soziales: Die Integrität und die Aufrechterhaltung der wissenschaftlichen Gemeinschaft.

Eine für den Blick auf wissenschaftliche Diskussionen in soziologischen Theoriendebatten ebenfalls bedeutsame Richtung der Wissenschaftssoziologie stellt neben den oben beschriebenen Positionen zu den „scientific communities“ auch die von David Bloor (1980, 1991) mit seinem „strong programme“ vertretene und von ihm und Barry Barnes (1974) entwickelte „Sociology of Scientific Knowledge“ dar. Mit diesem Ansatz ist eine noch radikalere wissenschaftssoziologische Sichtweise auf die Inhalte des wissenschaftlichen Wissens verbunden. Das wissenschaftliche Wissen gilt in dieser Perspektive nicht mehr nur als sozial beeinflusst oder sozial mit bedingt, sondern als durch soziale Faktoren kausal begründet. Bloor (1991) zielt mit dem „strong programme“ zunächst auf die Einhaltung bestimmter Prinzipien bei der soziologischen Analyse des wissenschaftlichen Wissens.¹² Er fordert, dass die Soziologie jede Art von wissenschaftlichem Wissen auf seine kausalen Entstehungsbedingungen zurückführen muss (Prinzip der Kausalität) – und das unabhängig davon bzw. unvoreingenommen gegenüber der Frage, ob sich das untersuchte wissenschaftliche Wissen aus der Perspektive späterer wissenschaftlicher Erkenntnisse als wahres oder als

¹² „Stark“ ist das Programm nach Bloor aber vor allem deshalb, weil es sich an den „harten“ Naturwissenschaften und an der Mathematik beweisen sollte (vgl. Weingart 2003: 59).

falsches Wissen erweist (Prinzip der Unparteilichkeit). Ein aus gegenwärtiger Sicht als irrational geltendes und daher überholtes wissenschaftliches Wissen darf nicht aus psychologischen oder sozialen Ursachen erklärt werden, ein aus gegenwärtiger Sicht als rational geltendes Wissen dagegen aus anderen und besonderen Bedingungen – etwa aus seiner vermeintlichen Übereinstimmung mit der Natur (Prinzip der Symmetrie).¹³

Folgt man der Forderung nach einer methodologischen Gleichbehandlung des wissenschaftlichen Wissens, dann kann nach Bloor allein dessen Geltung nicht mehr als Erklärung dafür ausreichen, warum die jeweils zum Zeitpunkt der Geltung für richtig gehaltenen theoretischen Modelle und Konzepte bevorzugt werden und sich bestimmte Theorien durchsetzen. Es muss andere Gründe – und dabei für Phasen von später für wahr wie von später für falsch gehaltenen wissenschaftlichen Wissens *gleiche* andere Gründe – für seine Geltung und die jeweilige Paradigmen- bzw. Theorienwahl geben. Diese Gründe sind für Bloor vor allem *Interessen*, sowohl die persönlichen Interessen der Wissenschaftler wie die auf Interessen beruhenden Vereinbarungen über bestimmte Theorienwahlen unter den Wissenschaftlern (vgl. Schützeichel 2007: 314f.).¹⁴ Damit gelten wissenschaftliche Überzeugungen und die jeweils vertretenen Theorien als „in ihrer Tiefe durch nicht-epistemische Faktoren verursacht“ (ebd.). Sie beruhen auf politischen und sozialen wie spezifisch professionellen Interessen von Wissenschaftlern oder ganzen Wissenschaftlergemeinschaften, die vermittelt ihrer Theorienwahl eine „Schule“ bilden. Ein bestimmtes wissenschaftliches Wissen (auch „wahres“ Wissen) und die ihm entsprechenden Modelle und Theorien gelten zu bestimmten Zeiten also deshalb bzw. werden als geltend bevorzugt, weil ihre Vertreter mit ihnen ihre wissenschaftlichen Positionen, ihren sozialen Status oder ihren gesellschaftlichen Einfluss absichern, und weil sie eine einheitsstiftende und abgrenzende Funktion für ganze theoretische Richtungen, Forschungsprogramme und Disziplinen haben (vgl. Maasen 1999: 39).

Dass die Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens von Interessen als kausalen sozialen Faktoren abhängt, versuchen im Anschluss an das „strong programme“ zahlreiche empirische Forschungen zu belegen.¹⁵ Einen für den Blick auf Theoriendebatten relevanten Ansatz bilden dabei die Arbeiten von Harry M. Collins (1983, 1985; siehe auch Collins/Pinch 1999). Er zeigt im Rahmen seines „Empirical Programme of Relativism“ (EPOR) die Interpreta-

¹³ Ein viertes Prinzip des „strong programme“ ist die Forderung nach Reflexivität, also nach Selbstanwendung des Programms auf das Wissen der Soziologie des wissenschaftlichen Wissens.

¹⁴ Erst in späteren Arbeiten ergänzt Bloor die persönlichen Interessen von Wissenschaftlern durch den Hinweis auf Konventionen und Verhandlungen in der Wissenschaftlergemeinschaft als ursächliche Faktoren für das wissenschaftliche Wissen (vgl. Schützeichel 2007: 316; Kneer 2012: 289).

¹⁵ Zu den prominentesten dieser Forschungen zählen Shapin (1994) und Shapin/Schaffer (1985).

tionsoffenheit von Experimenten und empirischen Daten auf und belegt damit in seinen historischen Wissenschaftsstudien die empirische Relativität des wissenschaftlichen Wissens. Danach kann sich Wissen niemals aufgrund von durch die Natur oder durch Experimente gewonnenen Ergebnissen stabilisieren, denn diese können immer neu interpretiert werden. Da jede Interpretation weitere Interpretationen nach sich zieht, können auch die Debatten über das Wissen nicht beendet werden. Collins untersucht vor diesem Hintergrund den Verlauf von wissenschaftlichen Kontroversen, um der Frage nachzugehen, wie es dazu kommt, dass Wissenschaftler ihre Ergebnisse dann doch immer wieder in geltendes bzw. anerkanntes und stabiles wissenschaftliches Wissen überführen. Dazu bedarf es vermeintlich „non-scientific tactics“ (Collins 1985: 143), zum Beispiel rhetorischen Darstellungstechniken, strategischen Interventionen, Aushandlungen und Koalitionsbildungen unter den Wissenschaftlern. Das wissenschaftliche Wissen und die Öffnung und Schließung von Debatten hängen also von solchen, auf Interessen beruhenden Formen der Beeinflussung ab (vgl. Schützeichel 2007: 318), durch die es den Wissenschaftlerinnen oder jeweiligen Gruppen von Wissenschaftlern gelingt, „sowohl die wissenschaftliche als auch die nicht-wissenschaftliche Öffentlichkeit von der Richtigkeit ihrer jeweiligen Interpretationen zu überzeugen“ (Kneer 2012: 291).

Die beschriebenen Forschungen und Ansätze der „Soziologie des wissenschaftlichen Wissens“ bedeuten hinsichtlich dieses Wissens, dass es perspektivisch ist, d.h. immer nur aus der Perspektive der es aus sozialen Gründen anerkennenden theoretischen Richtungen und ihrer Vertreter gültig ist.¹⁶ Das wissenschaftliche Wissen hat – den unterschiedlichen Perspektiven der Gruppen von Wissenschaftlern entsprechend – verschiedene Inhalte, und es entwickelt sich als ein nebeneinander stehendes Wissen weiter. Nicht zuletzt in der Soziologie führt diese Auffassung über die Entwicklung und Struktur des wissenschaftlichen Wissens in weiten Teilen der scientific community dazu, dass die sogenannte multiparadigmatische Verfasstheit der Wissenschaft bzw. der soziologischen Theorie und Theoriebildung als wissenschaftlich gut begründet gilt.¹⁷

Mit Blick auf die wissenschaftlichen Diskussionen und auf den Stellenwert der theoretischen Auseinandersetzungen von Wissenschaftlern bildet sich im Gefolge der „Soziologie des wissenschaftlichen Wissens“ die – in der Soziologie mittlerweile verbreitete – Sichtweise heraus, dass es in Theoriendebatten um Schulenburg geht.¹⁸ Hinein spielt in die Verbreitung und Übernahme dieser

¹⁶ Dem Relativismus der „Soziologie des wissenschaftlichen Wissens“ ist von Larry Laudan (1984, 1996) widersprochen worden. Für eine Übersicht über die Kritik siehe Weber (2012: 235f.)

¹⁷ Zum Multiparadigma der Soziologie siehe Balog/Schüle (2008) sowie Fischer (2014).

¹⁸ Siehe auch Randall Collins (1998), der die Geschichte der Philosophie als eine Geschichte von „Gruppen“ darstellt, bei deren Debatten sich Meister-Schüler-Verhältnisse und „Schulen“ bilden.

Sichtweise natürlich die in der Soziologie einflussreiche „Theorie sozialer Felder“ von Pierre Bourdieu (1988, 1993, 1998), wonach das wissenschaftliche Feld ein von Machtverhältnissen bestimmtes Feld der interessenbedingten Konkurrenzkämpfe um Reputation und soziale Positionen ist.¹⁹ Was sich demnach in soziologischen Theoriendebatten vollzieht, sind die Kämpfe der rivalisierenden Wissenschaftler und Wissenschaftlergruppen, die mit ihren Beiträgen zu Theoriendebatten soziale Pfründe verteidigen oder um die Eroberung solcher Pfründe bemüht sind. Dazu betreiben sie in der wissenschaftlichen Diskussion „Imagepflege und Selfpromotion“ (Jakobs 1999: 236) und werben mit ihrem Theorieangebot um den wissenschaftlichen Nachwuchs für ihre Schule. Sie pflegen ihre jeweilige „Anhängerschaft“ (vgl. Paris 2005: 11) oder bemühen sich um „Markenbindung“ (vgl. Schimank 2012: 13). Diese Sichtweise impliziert – den weiter oben beschriebenen Theorien zu den „scientific communities“ entgegen – die Annahme des Auseinanderfallens einer als einheitlich vorgestellten, durch einen gemeinsamen Wissensbestand oder ein Paradigma verbundenen Fachgemeinschaft. Vielmehr ergibt sich das Bild eines Gegeneinanders von relativ geschlossenen kleineren Teilgemeinschaften innerhalb der Fachgemeinschaft (vgl. Krekel-Eiben 1990; Graefen 1997: 91). Die theoretischen Auseinandersetzungen der Soziologen und Soziologinnen drehen sich in dieser Perspektive weder um strittige Sachverhalte und die kritische Überprüfung von Wissen, noch um die gemeinschaftliche Produktion von Wissen und die Integration der scientific community. Stattdessen geht es in den wissenschaftlichen Diskussionen um die Erlangung von Deutungshoheit in der soziologischen Theorie und um Durchsetzung und Dominanz der verschiedenen theoretischen Richtungen. In diesem Zusammenhang drehen sich die wissenschaftlichen Diskussionen auch um die „wechselseitige Relativierung“ der „Interessantheit“ von Aussagen anderer Theorien (vgl. ebd.: 92) sowie um die Relativierung der Relevanz des wissenschaftlichen Wissens der jeweils anderen „Schulen“.

Dass die Inhalte des wissenschaftlichen Wissens nicht nur sozial beeinflusst oder sozial begründet sind, sondern dass dieses Wissen und sowie seine Gegenstände überhaupt erst sozial konstruiert bzw. „gemacht“ werden, gilt schließlich als eine Einsicht der konstruktivistischen und an der Praxis orientierten neueren Wissenschaftsforschung mit ihren vielfältigen und theoretisch breit gefächerten „science studies“.²⁰ Dabei ist die Hinwendung zur wissenschaftli-

¹⁹ Siehe zu Pierre Bourdieu noch ausführlich Kap. 2.1.

²⁰ Für einen Überblick über diese Forschungsrichtung siehe Kneer (2012) sowie Lengersdorf/Wieser (2014). Neben der praxisorientierten Wissenschaftsforschung gilt auch die „Diskursanalyse der Wissenschaft“ bei Mulkey/Potter/ Yearly (1983) als eine kritische Weiterentwicklung der Wissenschaftssoziologie, die untersucht, wie wissenschaftliches Wissen im Diskurs dadurch erzeugt wird, wie Wissenschaftler ihre Forschungen beschreiben (vgl. Weingart 2003: 64; Schützeichel 2007: 319).

chen Praxis bei der Erforschung des wissenschaftlichen Wissens in der Soziologie zunächst wiederum mit dem Werk von Pierre Bourdieu verbunden.²¹ Er lenkt den Blick darauf, dass die Produktion wissenschaftlicher Erkenntnisse als *soziale Praxis* betrachtet werden muss.²² Die darüber noch hinaus gehende Entdeckung, dass nicht nur die Erkenntnisse, sondern schon die Erkenntnisobjekte und die Fakten, auf denen die Erkenntnisse beruhen, durch das erzeugt werden, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler bei ihrem Forschungshandeln praktisch tun, geht vor allem auf die Arbeiten von Bruno Latour (1983, 1987, 2000) sowie von Latour und Steve Woolgar (1986) und insbesondere auf die ethnografisch ausgerichteten „Laborstudien“ von Karin Knorr-Cetina (1988, 1991) zurück. Die Vertreter dieser Forschungsrichtung untersuchen die Forschungsprozesse in den Laboratorien der naturwissenschaftlichen Forschung. Latour und Woolgar richten dabei ihr Augenmerk auf die technischen Ausstattungen und Apparaturen, die Messgeräte und Instrumente, die experimentellen Anordnungen und die eingesetzten Materialien sowie auf die Aufzeichnungstechniken und praktischen Fertigkeiten der Forscher bei der Generierung von Daten. Sie finden heraus, dass die Forschung von vielfältigen materialen Faktoren abhängt und in einem „Prozess des Ausprobierens und der *bricolage*“ (Latour/Woolgar 1986; auch Hofmann/Hirschauer 2012: 93) besteht, in dessen Verlauf der Umgang mit dem Untersuchungsmaterial sowie die Interpretation der generierten Daten gemäß den lokalen Bedingungen im Labor und den Möglichkeiten der Forscher sowie mit Blick auf die Produktion von Resultaten immer mehr „verengt“ werden (vgl. ebd.), um bestimmte Fakten zu stabilisieren, und um am Ende zu Ergebnissen gelangen zu können. Die „Natur“ und die „wissenschaftlichen Fakten“ werden auf diese Weise von den Naturwissenschaftlern allererst und künstlich im Labor hergestellt.²³

Knorr-Cetina (1988, 1991) richtet den Fokus auf das in die Forschungspraxis eingebrachte implizite Wissen und auf die Körper der Wissenschaftler sowie auf die Interaktionen im Forschungsprozess. Sie untersucht die sozialen und kommunikativen Vorgänge im Labor und zeigt, dass solche „gesellschaftliche Praktiken für epistemische Zwecke instrumentalisiert“ (dies. 1988: 85) werden. Damit ist gemeint, dass die Forscher und Forscherinnen „anstelle formalisierter

²¹ Siehe dazu Bourdieu (1976, 1985, 1993).

²² Zu Bourdieus Verständnis von sozialer Praxis bei der Produktion wissenschaftlicher Erkenntnis, siehe weiter unten Kap.2.1 in dieser Arbeit.

²³ Mit seiner an diesen Studien ansetzenden Actor-Network-Theory hat Bruno Latour (2007) eine über die Wissenschaftsforschung hinausreichende Sozialtheorie vorgeschlagen, die die materiellen Dinge und Artefakte als eigenständige und wirkmächtige Einheiten beim Zustandekommen von Wissen auffasst und die Konstruktion der Wirklichkeit als einen Vorgang des Netzwerkens betrachtet, an dem natürliche, artifizielle und menschliche Aktanten in gleicher Weise beteiligt sind. Die Grenze zwischen der „Natur“ und dem Sozialen wird so aufgehoben.

Methodologien (...) im Labor verschiedene Formen des ‚praktischen Rasonnieren‘ zum Einsatz [bringen]“ (Reckwitz 2003: 284) – wie etwa Formen des Tüftelns und des Verknüpfens von Ideen im Analogiedenken – und dass sie durch Praktiken des Sich-Verständigens und des Aushandelns sowie im Zuge der sich dabei vollziehenden „Konsensprozesse“ (Knorr-Cetina/Amann 1992) die Resultate der Forschung herbeiführen. Durch Verhandlungen und Entscheidungen bei der Arbeit im Labor werden die im Forschungsprozess an jeder Stelle gegebenen und sich in jedem Schritt immer wieder neu auftuenden Interpretationsmöglichkeiten auf bestimmte Ergebnisse reduziert und wissenschaftliche Erkenntnisse „fabriziert“ (vgl. dies. 1991). Knorr-Cetina zeigt dabei neben den materiellen Bedingungen vor allem auch die Kontextabhängigkeit der Verhandlungs- und Entscheidungsprozesse im Labor auf – etwa deren Abhängigkeit von den wirtschaftlichen und administrativen Bedingungen an den Universitäten oder Forschungsinstituten sowie von den Erwartungen der Peers, Auftraggeber oder Medien – und sie weist auf die opportunistische Logik hin, der das Argumentieren und Handeln der Wissenschaftler im Forschungsprozess folgt (vgl. Maasen 1999: 48/49). Damit ist zugleich herausgestellt, dass „der Wissenschaftler keineswegs nur in seine ‚Wissenschaftlergemeinschaft‘ (‚scientific community‘) eingebunden ist (deren Existenz aus dieser Sicht geradezu zweifelhaft wird), sondern auch in außerwissenschaftliche Institutionen, wie Geldgeber, Verwaltungsbürokratie usw. und dass diese sein tatsächliches Verhalten im Labor und am Schreibtisch wesentlich bestimmen.“ (Ickler 1997, vgl. Gläser 2012: 152).

Insgesamt betrachtet, ist das wissenschaftliche Wissen in der Perspektive der neueren Wissenschaftsforschung ein Ausfluss vielfältiger und komplizierter Konstruktionsprozesse beim praktischen Forschungshandeln im Labor, und dies auf mehreren Ebenen (vgl. Schützeichel 2007: 321): An einem künstlichen Ort werden die Forschungsgegenstände nicht als „natürliche“ Gegenstände untersucht, sondern als epistemische Objekte erzeugt und den Forschungsapparaturen unterworfen. Es werden dem entsprechend künstlich produzierte Daten erhoben. Die so produzierten Daten werden im Zuge von situativen und kontextabhängigen Interpretations- und Aushandlungsprozessen zu Fakten gemacht. Die „Laborstudien“ ergeben, dass das wissenschaftliche Wissen ein nach den jeweiligen materiellen Bedingungen geformtes und sozial konstruiertes Wissen ist, das „entscheidungsgeladen, kontextuell kontingent und lokal situiert statt universell“ (Weingart 2003: 69) ist. Aufgrund der Art und Weise seines Zustandekommens ist es zudem kein gegenüber dem Alltagswissen besonderes Wissen.

Knorr-Cetina (1988: 94) thematisiert im Zusammenhang mit ihren Studien auch die wissenschaftlichen Diskussionen der Forscher bei der Arbeit im Labor: „Im Laboralltag stellt man (...) fest, dass zu den Instrumenten des Labors nicht nur Apparaturen, Maschinen und andere Einrichtungsgegenstände gehören,

sondern z.B. auch eine Gesprächsmaschinerie, *d.h. eine ‚hardware‘ von interaktiv realisierten Erzeugungsverfahren*.“ Die Auseinandersetzungen der Wissenschaftler sind ein Bestandteil der Verhandlungs- und Entscheidungsprozesse im Labor und haben die Funktion, „den produzierten Daten interaktiv Sinn zu entlocken“ (Hofmann/Hirschauer 2012: 95) bzw. „Interpretationen zu entwickeln, sie zu diskutieren und gegeneinander abzuwägen, bis sich zum Schluss vielleicht eine gemeinsame und als richtig empfundene Sicht der Dinge herauskristallisiert.“ (Heintz 1993: 540). Wissenschaftliche Diskussionen werden dem entsprechend von Knorr-Cetina (1991) als ein Faktor bei der „Fabrikation von Erkenntnis“ im Labor betrachtet.

Und auch Latour (1987, 2006) äußert sich zu den Diskussionen und Debatten in der Wissenschaft. Er versteht die theoretischen Auseinandersetzungen und Kontroversen der Wissenschaftlerinnen als Bestandteile des Netzwerks zur Stabilisierung bestimmter wissenschaftlicher Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen. Die Debatten sind Teil des Prozesses, in dem es für die Wissenschaftler darum geht, durch die Einbindung weiterer „Verbündeter“ (vgl. Kneer 2012: 299) in ihre Netzwerke ihre jeweiligen Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen als allgemeingültige durchzusetzen. Und da nach Latour (2006: 197f.) die durchgesetzten Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen aufgrund der konstruierten wissenschaftlichen Fakten, auf denen sie beruhen, und aufgrund der nicht endenden Durchsetzungsbestrebungen von Wissenschaftlern stets diskutierbar bleiben, und auch immer weiter diskutiert werden, werden sich die Wissenschaften an fortlaufende Kontroversen und an dauerhaft konkurrierende Versionen von wissenschaftlichen Wissens- und Wirklichkeitskonstruktionen gewöhnen müssen (vgl. ebd.).

Nicht nur mit Blick auf die zuletzt betrachtete neuere Wissenschaftsforschung, sondern in der Zusammenschau aller oben beschriebenen Ansätze zeigt sich hinsichtlich des hier zur Untersuchung gewählten Gegenstands, den Diskussionen in soziologischen Theoriendebatten, dass diese von der Wissenschaftssoziologie meist nur am Rande behandelt werden. Dafür lassen sich mehrere Gründe ausmachen. Zunächst richten sich Wissenschaftssoziologien häufig und dabei vermutlich wiederum aus verschiedenen Gründen – etwa zwecks Wahrung von Distanz zum Forschungsobjekt oder um sich an den „harten“ Wissenschaften zu beweisen – nicht auf die eigene Disziplin, sondern vor allem auf die Naturwissenschaften. Zudem bleiben die wissenschaftssoziologischen Untersuchungen dort dann oft auf die *empirische Forschung* der jeweiligen Disziplinen bzw. auf die praktischen Vorgänge im „naturwissenschaftlichen

Labor“ beschränkt.²⁴ Auch Schmidt (2012: 37) konstatiert: „Untersuchungen der Praktiken des Theoretisierens und theoretischen Forschens finden sich selbst in der soziologischen Wissenschaftsforschung nur vereinzelt.“

Wenn sich die soziologische Wissenschaftsforschung neben der Naturwissenschaft überhaupt anderen Wissenschaften und dabei auch der Soziologie zuwendet und hier nicht nur die empirische Forschung, sondern die Prozesse des „Theoretisierens und des theoretischen Forschens“ (ebd.) in den Blick nimmt, dann – wie im Vorstehenden dargestellt – meist mit der Ausrichtung auf die Frage nach der Qualität, nach dem Zustandekommen und nach der Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens. Nicht nur der klassischen Wissenschaftssoziologie, sondern auch den science studies geht es überwiegend um eine „Soziologie des wissenschaftlichen Wissens“. Dazu werden zwar die praktischen Tätigkeiten der Forscher, und darunter auch deren Interaktionen und Diskussionen, ins Zentrum der Aufmerksamkeit gerückt, doch geschieht dies vor allem im Sinne der Erforschung des Wissens.²⁵ Die wissenschaftlichen Diskussionen und die Auseinandersetzungen in Theoriendebatten werden von der Wissenschaftssoziologie kaum unabhängig von dieser Frage behandelt und geraten nicht selbst als Forschungsgegenstände, und dabei als wissenschaftliche Praxis bzw. als besondere wissenschaftliche Praxisform in den Blick.²⁶

Zwar lassen sich aus allen wissenschaftssoziologischen Ansätzen – auch aus denjenigen, die sich nicht explizit oder nur nebenbei zu Theoriendebatten äußern – bestimmte Auffassungen darüber deduzieren, worum es in solchen Auseinandersetzungen geht. Ihren auf diesem Weg aus den wissenschaftssoziologischen Ansätzen gewonnenen Kenntnissen über das Zustandekommen des wissenschaftlichen Wissens gemäß, gehen Soziologen und Soziologinnen – wie eingangs geschildert – davon aus zu wissen, was sich in den wissenschaftlichen Diskussionen abspielt: Wahrheitsfindung und Überprüfung von Wissen, Integration der Wissenschaftlergemeinschaft und Schaffung von Konsens über das

²⁴ Dies ist eine häufige Kritik an der neueren Wissenschaftsforschung. Jedoch ist nicht zu unterschätzen, dass gerade in der Fokussierung auf das naturwissenschaftliche Labor die besondere Provokation durch die „science studies“ liegt – worauf u.a. Maasen (1999: 74) hinweist: „Der Konstruktivismus fordert die Abbildtheorie der Wahrheit an dem Ort heraus, aus dem das Soziale vollkommen verbannt und ›reine‹ Entdeckung der Natur, ›reine Theoriebildung‹ möglich schien.“

²⁵ Doch auch unter Maßgabe der Frage nach dem Wissen und mit dem möglichen Ziel einer speziellen „Soziologie des *soziologischen* Wissens“ stellt die Wissenschaftssoziologie keine spezifischen Betrachtungen von *soziologischen* Diskussionen und Theoriendebatten an.

²⁶ Ein weiterer Grund dafür mag sein, dass es in einer derzeit oft als Hochschulforschung betriebenen Wissenschaftssoziologie vor allem um Fragen der gesellschaftlichen „Rahmenbedingungen der Forschungsförderung und der Forschungsorganisation“ (Schmidt 2012: 266/267) sowie um Steuerungsfragen und Governanceformen in der Wissenschaft geht (vgl. dazu etwa Krücken (2012) sowie weitere Beiträge in Maasen/Kaiser/Reinhart/Sutter (2012)) – und damit weniger um Gegenstände, die den „Innenbereich“ der Wissenschaften betreffen.

Wissen, Selbsterhalt eines Paradigmas oder einer Schule und Aufrechterhaltung von Dissens, Pflege einer Anhängerschaft und Betreiben von Theoriepolitik usw. Doch damit werden Struktur und Funktion von Theoriendebatten aus den Diagnosen und Theorien über die Wissenschaft als Institution oder Organisation und aus den Theorien über die allgemeine Entwicklung des wissenschaftlichen Wissens heraus erklärt. Was in der Praxis in den Diskussionen und theoretischen Auseinandersetzungen der Soziologen und Soziologinnen geschieht, wie tatsächlich diskutiert wird und wie dabei Theoriendebatten hervorgebracht werden und sich praktisch vollziehen, wird auf diese Weise nicht betrachtet. Mit dem Aufkommen der auf die praktischen Tätigkeiten der Wissenschaftler schauenden „science studies“ entwickelt sich zwar eine auf die Wissenschaft gerichtete neuere *praxissoziologische* Forschung, die im Anschluss an die Praxissoziologie von Pierre Bourdieu und an neuere praxistheoretische Ansätze²⁷ nicht nur das Zustandekommen des wissenschaftlichen Wissens als ein *praktisches* Geschehen in den Blick nimmt, sondern zunehmend auch andere, die Wissenschaften ausmachenden Phänomene und Gegenstände: So werden etwa die Biografien von Professoren (Engler 2001, 2002), die wechselseitige Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft (Beaufays 2003), die universitären Alltagskulturen mit den kulturellen Praktiken der Kleidungsgewohnheiten von Lehrenden und den Gestaltungen von universitären Arbeitsräumen (Stegmann 2005) oder die textuellen Praktiken des wissenschaftlichen Schreibens und Lesens (Wansleben 2008; Engert/Krey 2013) praxisanalytisch untersucht. Doch auch diese praxissoziologische Erforschung der Wissenschaften richtet sich häufig auf Praktiken und Praxisformen in anderen Disziplinen und nicht auf die Soziologie selbst.²⁸ Und die praxissoziologische Untersuchung von Formen des „theoretischen Forschens“ (vgl. Schmidt 2012:37) ist generell noch selten. Robert Schmidt (2016) nimmt zwar das „doing theory“ – unter Berücksichtigung der besonderen Rolle der Sozialwissenschaften – in den Blick. Auch er wendet sich dem „Theorie-Schreiben“ (vgl. ebd.) als praktischer Aktivität zu, um die Frage zu beantworten „*wie Theoretisieren eigentlich geht*“ (ebd. S. 248). Die Interaktionen der Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auf Tagungen und Kongressen werden dabei als Element der Praxis des schreibenden Herstellens von Theorie erfasst (vgl. ebd. S. 254). Die wissenschaftlichen Diskussionen als solche und die sich dabei vollziehenden Äußerungen werden damit aber nicht als besondere Form der Praxis fokussiert. Die Praxis des wissenschaftlichen Diskutierens in soziologischen Theoriendebatten wird bislang keiner empirisch-

²⁷ Siehe zu den neueren praxistheoretischen Ansätzen noch ausführlich in Kap. 2.2.

²⁸ So untersucht zum Beispiel Beaufays (2003) die geschlechtliche Konstitution der Wissenschaft anhand der Fächer Biochemie und Geschichte, Stegmann (2005) untersucht die kulturellen Praktiken in der Biologie und der Pädagogik, Wansleben (2008) blickt auf die Geisteswissenschaften.

praxeologischen Analyse unterzogen. Sowohl mit Blick auf die Wissenschaftssoziologie und die „science studies“, wie mit Blick auf die bislang vorliegenden praxissoziologischen Untersuchungen von Wissenschaft lässt sich hinsichtlich der Erforschung von soziologischen Theoriendebatten ein Desiderat ausmachen.

1.2 Perspektiven der Debatten- und Kontroversenforschung

Neben den oben beschriebenen wissenschaftssoziologischen Ansätzen entwickelt sich zunächst insbesondere im angelsächsischen Raum eine spezielle, die Philosophie und die Sozialwissenschaften übergreifende *Debatten- und Kontroversenforschung* heraus, die sich wissenschaftlichen Debatten als einem eigenständigen Gegenstand zuwendet. Exemplarisch dafür sind die verschiedenen Beiträge aus philosophischen, historischen und sozialwissenschaftlichen Perspektiven auf „Scientific Controversies“ bei Tristram Engelhardt und Arthur L. Caplan (1987) und bei Thomas Brante, Steve Fuller und William Lynch (1993) sowie der Blick auf die Wissenschaften als „Controversial science“ bei Peter Machamer, Marcello Pera und Aristides Baltas (2000). In diesen Forschungen werden ausgehend von den Anregungen aus der Soziologie Modelle der Öffnung und Schließung von Debatten und der Zusammenhang der Entwicklung von Wissenschaften mit dem Verlauf ihrer fachlichen Kontroversen thematisiert. Beides wird in zahlreichen Fallstudien an wissenschaftlichen Kontroversen und an Kontroversen aus anderen empirischen Feldern und gesellschaftlichen Bereichen – wie der Medizin, Technikforschung und der Politik – erprobt. Zudem werden Muster und Klassifizierungen von Kontroversen erarbeitet.

Auffällig an dieser Forschungsrichtung ist die oft unreflektierte Gleichsetzung der wissenschaftlichen Diskussion mit „Kontroverse“. Dabei wird – ganz unabhängig davon, ob das in den Debatten zur Diskussion stehende wissenschaftliche Wissen im Anschluss an die soziologische Wissenschaftsforschung für konstruiert gehalten wird oder nicht – als gegeben vorausgesetzt, dass die in den Debatten diskutierten wissenschaftlichen Inhalte und Themen kontrovers *sind*, d.h. einander immer entgegenstehen und strittig sind. Werden wissenschaftliche Diskussionen von diesem Ausgangspunkt her betrachtet, erscheinen sie als von vornherein konflikthafte, und zwar *inhaltlich begründete* konflikthafte Auseinandersetzungen, die ihren gleichsam „natürlichen Ursprung“ in gegeneinander stehenden wissenschaftlichen Aussagen und Theorien haben. Einer so ansetzenden Debatten- und Kontroversenforschung kommen wissenschaftliche Diskussionen dann eben auch nur *als Kontroversen* und damit nur als Auseinandersetzungen in der Sache und zugleich als vermeintlich in der Sache begründete Konflikte zwischen unterschiedlichen und widerstreitenden wissenschaftli-